Feuilleton.

Unsere Arbeit im Feldlazarett.

Von Privatdozent Dr. Friedrich Kirstein aus Marburg
a. d. Lahn, Oberarzt in einem Res.-Feld-Lazarett.

Von der Tätigkeit des Sanitätsoffiziers im Feldlazarett hatte ich mir vor dem Feldzuge eine völlig falsche Vorstellung gemacht. Vielen Kollegen nicht nur daheim, sondern auch in der ersten Front wird es nicht anders gehen. Es ist daher gewiß wertvoll, von unserer Arbeit etwas zu erzählen, und zwar auch aus dem Grunde, um die meist seltsam übertriebenen Vorstellungen von dem ausgedehnten Machtbereich des Feldlazaretts auf das der Wirklichkeit entsprechende Maß zurückzuschrauben. Ich denke dabei an einige Offiziere, die uns in Charmont gebracht wurden, von denen der eine etwas Gebratenes, der zweite eine Schleimsuppe und der dritte Eier und Milch zum Abendbrot genießen wollte. Offenbar hielten sie uns und unser Material für ein auf Räder gesetztes Garnisonlazarett aus der Heimat und waren infolgedessen über meinen Heiterkeitsausbruch, der ihre Wünsche beantwortete, einigermaßen erstaunt.

Ein durchaus unrichtiges Bild von unserer Arbeit würde sich ergeben, wollte ich nur von dem berichten, was wir an Verwundungen sahen, was operiert wurde und wie wir verbanden. Es ist eben nötig, darüber Klarheit zu schaffen, was vom Sanitätsoffizier unserer Formation — Feldlazarett und Reserve-Feldlazarett unterscheiden sich übrigens nicht — alles verlangt wird, um zu erkennen, daß er in seiner Eigenschaft als Arzt dabei fast am wenigsten in Anspruch genommen wird. Von den Mobilmachungstagen sehe ich dabei völlig ab. Sie waren selbstverständlich lediglich Arbeiten gewidmet, die mit der Medizinerei nicht das mindeste zu tun hatten, deren oft mühsame Erledigung uns aber aufs beste in die uns später so dringend nötige Wissenschaft eines Trainoffiziers wenigstens etwas einführte.

Es war in W., nordöstlich von N., wo wir am 22. August beizeiten uns fertig machten, um in südlicher Richtung den voraneilenden Truppen nachzumarschieren. Marschbereit um 7 Uhr, abmarschiert um 1 Uhr nachmittags; die Straße war nämlich gänzlich von fechtenden Truppen besetzt, die in flotten Tempo an uns vorbeizogen. Endlich kam das Ende des ganzen Zuges, dem wir uns anschlossen, um bis M. vorzurücken. Den sich plötzlich in Trab setzenden Munitionswagen vermochten wir nicht zu folgen, da unsere Fußmannschaften, 12 Unteroffiziere, 14 Krankenwärter und 9 unberittene Pferdewärter natürlich ebenso wie unsere 9 schwer gepackten Wagen nur die Fortbewegung im Schritt gestatten. Ein von vorne zurücksprengender Adjutant brachte uns Aufklärung und Befehl: Vorne findet ein Gefecht statt. Die Munition wird daher im Trab vorgezogen. Die beiden Lazarette — ein zweites Reservelazarett marschierte nämlich hinter uns — bleiben hinter M. in Sicherheit. So standen wir denn

von etwa 6 Uhr abends an auf der Straße voller Erwartung auf den Ausgang des recht nahen Kampfes, dessen Kanonengetöse, Gewehrgeknatter und Hurrageschrei wir gut wahrnehmen und verfolgen konnten.

Die allmählich hereinbrechende Dunkelheit und das Aufhören des Gefechtslärms erinnerten uns bald an die Notwendigkeit, uns irgendwelche Schlafgelegenheit zu suchen. Zur Auffindung eines geeigneten Biwakplatzes werde ich fortgeschickt: Keine Wiese, lieber Stoppelfeld, nicht abschüssig, und Einfahrt für die Wagen und, wenn möglich, Windschutz, mit Wasser in der Nähe, dazu Heu und Stroh. Einigermassen genügte diesen Anforderungen ein Platz, den ich jenseits des Dorfes entdeckte. Eben setzten wir uns dorthin in Bewegung, da bringt uns ein Auto den Befehl: Vorrücken bis Longlier, dort weitere Befehle abwarten. Also los um 10 Uhr hinein in die Nacht, Rich. und N., vorbei an Biwakfeuern, Pferdeleichen und den endlosen Wagenreihen der großen Bagage unseres Korps. In L. finden wir ein noch ziemlich gut erhaltenes Schulgebäude für uns und die Mannschaften und in nächster Nachbarschaft ein verbranntes, noch rauchendes, großes Bauerngehöft, dessen weiter Hof unsere Wagen und die Stallgasse für die Pferde aufnimmt. Im Scheine unserer Laternen finden wir uns mühselig zurecht; eine sog. Königstuhl-lampe leistete mir dabei gute Dienste. Die viel gepriesenen elektrischen Taschenlampen sind unzuverlässig. Der glückliche Besitzer schont natürlich seine Batterie nach Möglichkeit, blendet jeden, den er beleuchtet, hat beim Versagen der Lampe die Ersatzbatterie tief vergraben in dem irgendwo verstaute, unerreichbaren Koffer und vermag vor allen Dingen nie zu sagen, wie lange die Leuchtkraft noch anhalten wird. Kurz, mit einfachen Laternen ist man besser dran. Um 12 Uhr sind wir soweit, unser dünnes Strohlager aufsuchen zu können. Ich liege an einer Türe, die durch ein Granatloch — das nicht kreperte Geschoß liegt noch im Nebenraum — kalte Zugluft durchtreten läßt. Da Zustoßen nichts hilft, bin ich um 1 Uhr kalt genug, mir eine andere Unterkunft zu suchen. Ich finde sie in einer Küche, wo die anderen Herren schon um einen großen Kaffeetopf versammelt sind und wo uns der Chefarzt wiedertrifft, der sich inzwischen beim Divisionsgeneral den Auftrag geholt hat: Um 4 Uhr morgens ist das Reservelazarett Nr. X zur Ablösung der Sanitätskompagnie in N. und etabliert sich dort sofort. Um 3 Uhr wird also aufgesessen, Der Radfahrer mit seiner hellen Azetylenlampe fährt zwecks Straßenbeleuchtung voran, hinter ihm 4 Mann mit Gewehren, dann wir 6 Aerzte zu Pferde, dahinter die übrigen Fußmannschaften, endlich die Wagen. Rechts und links von der Straße ist Wald. vor uns ein heller Feuerschein am Himmel, das ist alles, was wir sehen. Von rechts her hallt plötzlich ein Gewehr-schuß aus nicht zu weiter Entfernung durch die Bäume. Die Mannschaften stutzen, der an erster Stelle fahrende Krankenwagen hält, sein Lenker will erst die freundliche Mitteilung hören, daß ohne Befehl nicht gehalten wird. Offenbar dachte der Mann an versprengte Feinde, vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Der Kampf des Tages hatte ja hier getobt. Die sich allmählich einstellende Müdigkeit weicht schnell dem schauerlichen Eindruck, den die brennenden Häuser hervorrufen, denen wir uns jetzt nähern. Aus den meisten schlägt noch die helle Lohe empor, für uns und die lagernden Truppen eine wertvolle Fackel.

Endlich erreichen wir die ersten Häuser von N., wohl erhalten, soweit man sehen kann, dunkel, verlassen und vornehm. Die Außenwache des Ortes weist uns den Weg zum Palais de justice, am Hauptplatz des Ortes gelegen. Im ersten Morgengrauen, es ist eben 4 Uhr, kommen wir an und halten auf steiler Straße, wenig bequem für die Wagen, wiederum dicht neben einem brennenden Hause. Ein Kachelbrand ist es, angelegt in einem Kaffeehause, aus dem auf unsere Soldaten geschossen wurde. Stets mußten wir uns in allen gleichen Fällen wundern, daß alle diese Brände lokalisiert blieben. Noch eine ganze Anzahl von Wohnstätten N. waren in Asche gelegt, immer ohne die Nachbarschaft in Mitleidenschaft zu ziehen. Eine Stunde lang konnten wir uns darüber Gedanken machen; denn so lange dauerte es, bis wir die Herren des bereits im Orte befindlichen Lazarettes ausfindig und mobil gemacht hatten, um von ihnen einige Anweisungen über noch nicht von ihnen belegte Häuser und ähnliches zu erhalten. Das erste übrigens, was man uns verriet, war die erfrischende Mitteilung, daß am verfloßenen Tage auf die am Verbands- bzw. Operationstisch arbeitenden Aerzte aus dem nahen Gefängnisgebäude von dem Gefängnisdirektor und den von ihm bewaffneten Gefangenen geschossen worden war, nebenbei gesagt nicht ganz ohne Erfolg. Getötet war jedoch niemand. — Um 6 Uhr konnten wir an die Arbeit gehen. Wagenhalteplatz, Pferde-ställe und Heuböden fanden sich gleich hinter dem stattlichen, mit breiter Freitreppe und dorischen Säulen geschmückten Justizgebäude, das von oben bis unten bereits voller Verwundeten lag. Gleich daneben, in dem fast dreieckig gebauten, schmalen Hotel de la porte, fanden wir für unser eigenes Unterkommen ganz ordentliche Zimmer, die freilich vorläufig nur unsere Sachen wie Säbel, Feldstecher, Kartentasche aufnehmen; Revolver behielt man besser bei sich, dazu einen Notizblock zum Meldung- und Botschreiben. Zwei schmale, zu ebener Erde gelegene Gastzimmer mit Marmorplattentischen werden zum Aufnahme- bzw. Verbandzimmer bestimmt. In ersterem Raume findet der 2. Inspektor mit dem Schreiberunteroffizier seinen Platz zur Aufstellung der Lazarett-

listen. Jeder eintreffende Verwundete muß auf dem Wege zum Verbandraum an ihm vorbei, um Namen, Truppenteil etc. anzugeben oder mit Hilfe seiner Erkennungsmarke und des Soldbuches feststellen zu lassen. Im Verbandzimmer richten sich Stabsarzt H., Assistenzarzt E. und unsere beiden Unterärzte, dazu 2 Unteroffiziere und 2 Mann ein, während mir die Einrichtung der eigentlichen Lazaretträume übertragen wird. Der Chefarzt schwebt über dem ganzen Betrieb. Für mich ist nun erstes Erfordernis: Stroh zum Stopfen der Strohsäcke und Kopfpolster! Der 1. Inspektor wird also mit 8 Mann und einem großen Handwagen, den wir in einem Stalle fanden, losgeschickt. Die übrigen Krankenwärter packen inzwischen mit den Unteroffizieren teils für den Verbandraum, teils für meine Lazaretteinrichtung vier unserer Wagen aus. Es dauerte keine 10 Minuten, da kam schon die erste Strohladung. Das nun sofort anhebende Strohsack- und Kopfpolsterstopfen ist die zeitraubendste und mühsamste Arbeit der ganzen Einrichtung, nicht aber die einzigste. Ich lasse also die damit beschäftigten Krankenwärter durch die Hälfte unserer Trainsoldaten — 18 Fahrer und Pferdepfleger haben wir im ganzen — ablösen. Mögen die anderen heute mit den vorhandenen 29 Pferden allein fertig werden. Das Strohstopfen war also im Gang. Nun fehlten noch die Räumlichkeiten zur Unterbringung unserer Pflegebefohlenen. Leider nicht, wie es am praktischsten gewesen wäre, in aller nächster Nähe, sondern etwa 3 Minuten vom Verbandraum entfernt fand ich ein großes, recht vornehmes, völlig leeres Haus, in dem nur ein großer, prächtig geschnitzter Eichenschrank zurückgeblieben war. Parkettfußboden, Marmorkamine, fazettierte Spiegel in den Fenster- verschalungen und eine reiche Holztafelung bezeugten den Reichtum des geflohenen Besitzers. Nur einen großen Nachteil mußte ich feststellen. Fast alle Fensterscheiben waren teils durch Kolbenschläge, teils durch Gewehrschüsse zertrümmert. Doch nahm ich in Anbetracht der warmen Witterung diesen Nachteil mit in Kauf. Auch einen zweiten konnte man nicht ändern: das Haus lag an der Hauptstraße. Soldaten und Wagen, alles was die Stadt passierte, mußte also vorbeiziehen. Und da die Marschbewegungen bei Nacht keineswegs aufzuhören pflegen, war mit einer recht nachteiligen Ruhestörung zu rechnen. Zum Glück machte sie sich aber bei der ausnahmslos sehr starken Ermüdung unserer Verwundeten so gut wie garnicht bemerkbar. Der psychischen Beeinträchtigung der vorbeimarschierenden Mannschaften durch den Anblick der schwer Verletzten beugte ich vor durch Zusetzen der unteren Fensterscheiben mit Pappdeckeln. Auch daran muß man denken und nicht etwa annehmen, daß die kämpfende Truppe durch die grausigen Bilder des Schlachtfeldes für derartige Gefühlsregungen abgestumpft sei. Der seelische Zustand im Gefecht ist zweifellos ein ganz anderer wie auf dem Marsch und im Biwak. Nach den ersten 20—30 Kugeln, die der Soldat hat pfeifen hören, stellt sich ein beträchtliches Gefühl der Gleichgültigkeit ein, das dann beim Eintritt der ersten Verluste in Wut und Raserei, natürlich auch bisweilen in starke Angst übergeht; man kann sich das täglich 100fach erzählen lassen. Außer Gefecht ist der Mensch aber wie vorher ruhig und aufnahmefähig, nebenbei gesagt, auch stets selbstbewußter, sodaß der Anblick eines schwer leidenden, arg entstellten oder gar sterbenden Kameraden nicht nur tiefes Mitleid, sondern oft auch den sorgenden Gedanken erweckt: so kann es dir nun auch bald gehen. Möglichste Scheidung der unverletzten Mannschaften von Verwundetentransporten und Lazaretten ist daher wichtig.

(Schluß folgt.)